

Ein Sonntag

Autor(en): **Attenhofer, A.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **11 (1921)**

Heft 18

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-638616>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 18 — XI. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werber, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 7. Mai 1921

Ein Sonntag.

Von A. Attenhofer.

Das blinkt wie Gold, wenn sich mein Blick erhebt.
Und um die stillen Blüten weht
Ein fein Gedenken. — —
Ein Sonnentag. Ein stiller Gang.
Und alle, alle Wege lang
Ein Frauenglück an meiner Seite.

Mir blizt der Fluß im duftigen Land,
Mich grüßt noch deine liebe Hand
Durch frühe Abend Schatten. — —
O Sonnentag! o stiller Gang!
O Frauenglück die Wege lang
Durch erste Frühlingmatten!

Klaus Inzuben und seine Tochter.

Erzählung von Alfred Huggenberger.

7

Hermine hatte nur einen Gedanken: Die darf uns nicht zusammen sehen! Jetzt am allerwenigsten! Ohne Bedenken zog sie Pauli in die Kammer hinein und schloß die Tür leise zu.

Draußen gellte ein triumphierendes Lachen. „So — die Kax hat den Vogel!“ Ein Schlüssel wurde geräuschvoll abgedreht: die beiden waren in der Kammer eingeschlossen.

Noch schneller, als sie heraufgekommen, war die Brene in der Küche drunten und machte einen ordentlichen Lärm in die Stube hinein.

Pauli begriff augenblicklich, um was es sich für Hermine handelte. Einer schnellen Eingebung folgend, trat er ans offene Fenster, maß mit den Augen den Abstand bis zum Hofe hinab und machte Miene, sich auf die Brüstung zu schwingen. „Es macht mir nichts, ich kann auf dem untern Laden absteigen,“ bat er, als sie ihn ängstlich zurückhielt.

Da stand Klaus Inzuben schon in der angelweit geöffneten Türe. Seine Lippen bewegten sich krampfhaft, aber er konnte nicht gleich reden. Sein Gesicht war fahl.

„Luderware!“ brachte er endlich keuchend heraus. Mit erhobenen Fäusten ging er auf Hermine los, die mit verkränkten Armen, unbeweglich und keines Wortes mächtig, am Fenster stand.

Pauli vertrat ihm den Weg. Er hielt ihm die Handgelenke fest. „Seid gütig, Meister! Wenn Ihr alles wißt...“

Klaus Inzuben warf ihm ein häßliches Wort zu. „Laß los, du — — ich spei dir ins Gesicht!“

Er trat nun nach der Türe zurück, rückwärts schreitend, ohne die Augen von Hermine abzubringen. „Ich tu dir nichts. Ich rühr' dich nicht mit einem Stedlein an — — so eine!... Ich sag' nur: In einer Viertelstund' seid ihr auf der Straße. Ihr zwei! — Du kannst ihr padeu helfen — deinem Mensch!“ wandte er sich noch mit erzwungenem Lachen an Pauli. Dann war er weg.

Pauli gewann die Fassung zuerst zurück. „Nun bin ich schuld,“ sagte er tonlos. „An allem ich.“

Sie bedeckte ihr Gesicht mit den Händen. „Ich weiß schon, wer schuld ist...“

Da fand er den Mut, sie in seine Arme zu nehmen. Sie ließ es geschehen und weinte leise an seiner Brust. So standen sie lange, ohne daß eins ein Wort verlor. Dann hieß sie ihn mit einer kaum bemerkbaren Handbewegung hinausgehen. „Wartet dort auf mich. Ihr seid jetzt meine Schildwache,“ sagte sie und hatte wahrhaftig ein Lächeln auf den Lippen.

Er gehorchte wie ein Kind. Sie fing sogleich an, ihre kleinen Habseligkeiten zusammenzuraffen, um für diese Nacht bei der Freundin Hanna Obdach zu suchen.

VI.

„So, jetzt bin ich das Nachlaufen satt,“ sagte der Oheim Heinrich zu Hermine, nachdem er das dritte Mal ohne ein gutes Wort von ihrem Vater aus Gersbach zurückgekommen war. „Wenn sie von dir nichts mehr wissen